

Aarau : von der Hauptstadt zur Vorstadt

Autor(en): **Stöckling, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **2 (1989)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.07.2024**

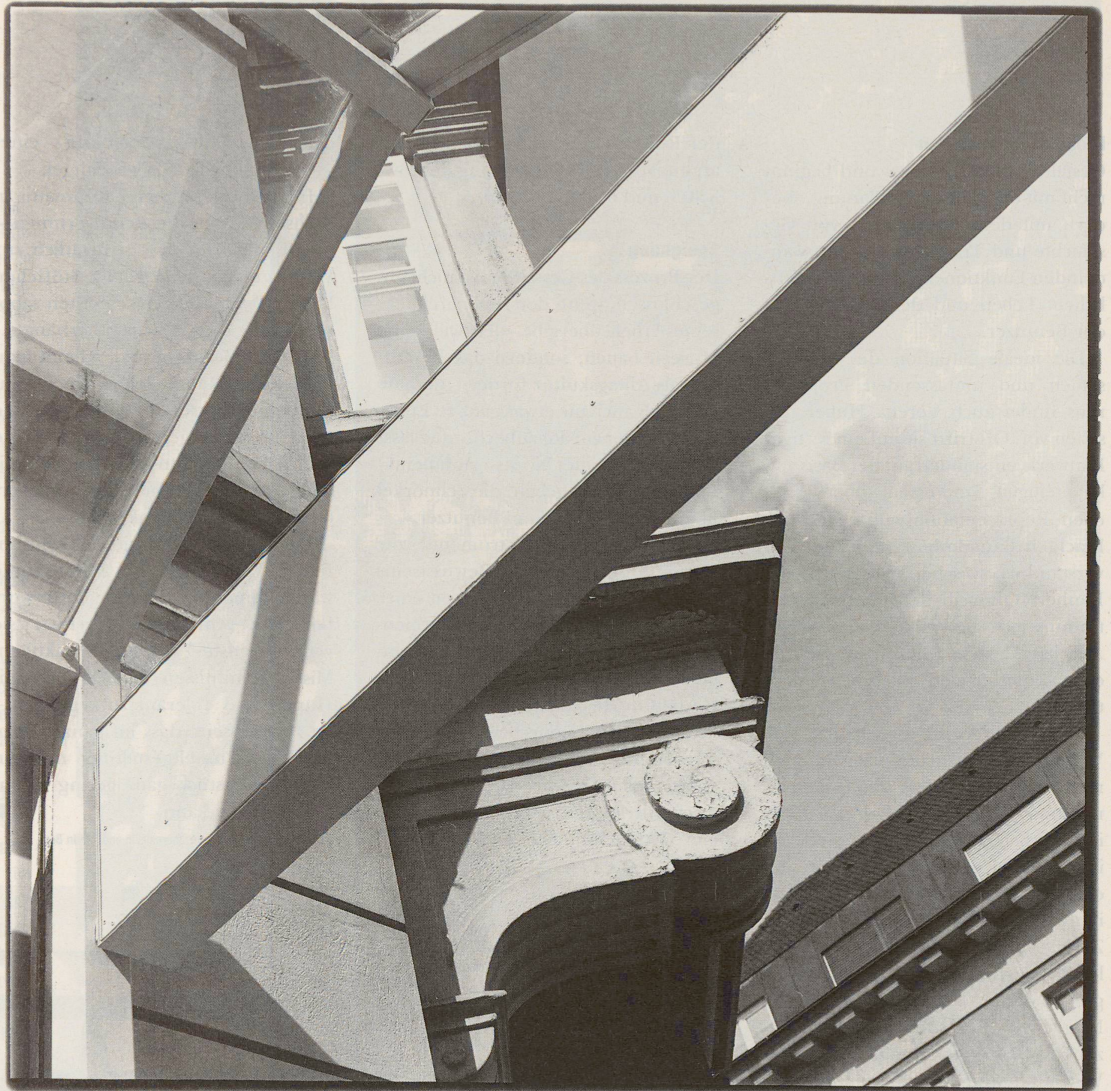
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



AARAU: VON DER HAUPTSTADT ZUR VORSTADT

VON PETER STÖCKLING

FOTOS: THOMAS KERN, Lookat

Von der kleinen, heimeligen «Stadt der schönen Giebel» schwärmt das Fremdenverkehrsplakat – als grosse Baugrube erleben Passanten Aarau. Und auch immer mehr Einheimische fühlen sich nicht mehr daheim; in den Glasfassaden der protzigen Präsentierbauten spiegelt sich eine fremde, gesichtslose Stadt: eine Metastase des Wasserkopfs Zürich. Unvermeidlicher Identitätsverlust, begünstigt durch die Nichtplanung, die Aaraus Stadtbehörden zu Komplizen des City-Wuchers macht.





Aarau, immerhin Hauptstadt des viertgrössten Kantons, als blosser City-Ableger, degradiert zur Zürcher Filiale? Ein absurder Gedanke? Oder bereits Realität, mit viel Eigenständigkeitsfolklore vernebelt und hinter politischer Profilierungssucht verdrängt? Der Aargauer Minderwertigkeitsfimmel, durch den regelmässig erfolglosen Drang in den Bundesrat überkompensiert, ist jedenfalls weniger ein Aargauer als ein Aarauner Phänomen, in wehleidiger Symbiose gehätschelt von Kantonsregierung und «Aargauer Tagblatt».

Die selbstbewusste Vision eines von Aarau mitgeprägten Mittellandzentrums «Aarolfingen» (von Aarau-Olten-Zofingen) ist längst Makulatur. Wenn Stadtbaumeister Felix Fuchs

von der «grossen Mittellandstadt, die bei Romont beginnt und hinter Winterthur aufhört», spricht, zu der Aarau eben auch gehöre, sagt er es zwar nicht im Klartext, aber es schwingt mit: Diese Stadt heisst Zürich.

Nik Brändli, seit September als FDP-Nachwuchsmann nebenamtliches Mitglied der Stadtregierung, wurde (ungewollt) noch deutlicher, als er im Juni 1989 vor dem Stadtparlament die Vorteile einer Perronüberbauung im Bahnhof Aarau anpries: Für Leute, die etwa einen Computerkurs besuchen, habe Aarau «doch wesentliche Vorteile», und zwar gegenüber Wallisellen oder Glattbrugg! In Baden, das dem Sog genauso ausgesetzt ist, wäre ein solcher Vergleich mit Garantie nicht möglich.

Fremdbestimmung

Dass Aarau sich auf einer Ebene mit Vororten ohne kleinstädtisches Prestige andient, ist nicht nur zu erklären mit dem vordergründig-kommerziellen Bestreben, auch ein Stück vom grossen Boomkuchen abzukassieren. Auch die direkte IC-Verbindung mit weniger als 30 Minuten Fahrzeit nach Zürich-HB assoziiert Aarau noch nicht unbedingt mit Glattbrugg und Wallisellen.

Zu suchen ist vielmehr nach Faktoren, die das Bewusstsein dieser Hauptstadt prägen, die alles tut, um Vorstadt zu werden. Erstens der Faktor Kaserne: Diese ist heute noch eine feste feldgraue Insel im Stadtbild. Und für sehr viele Aargauer ist die Kantonshauptstadt identisch mit der Garnisonsstadt;





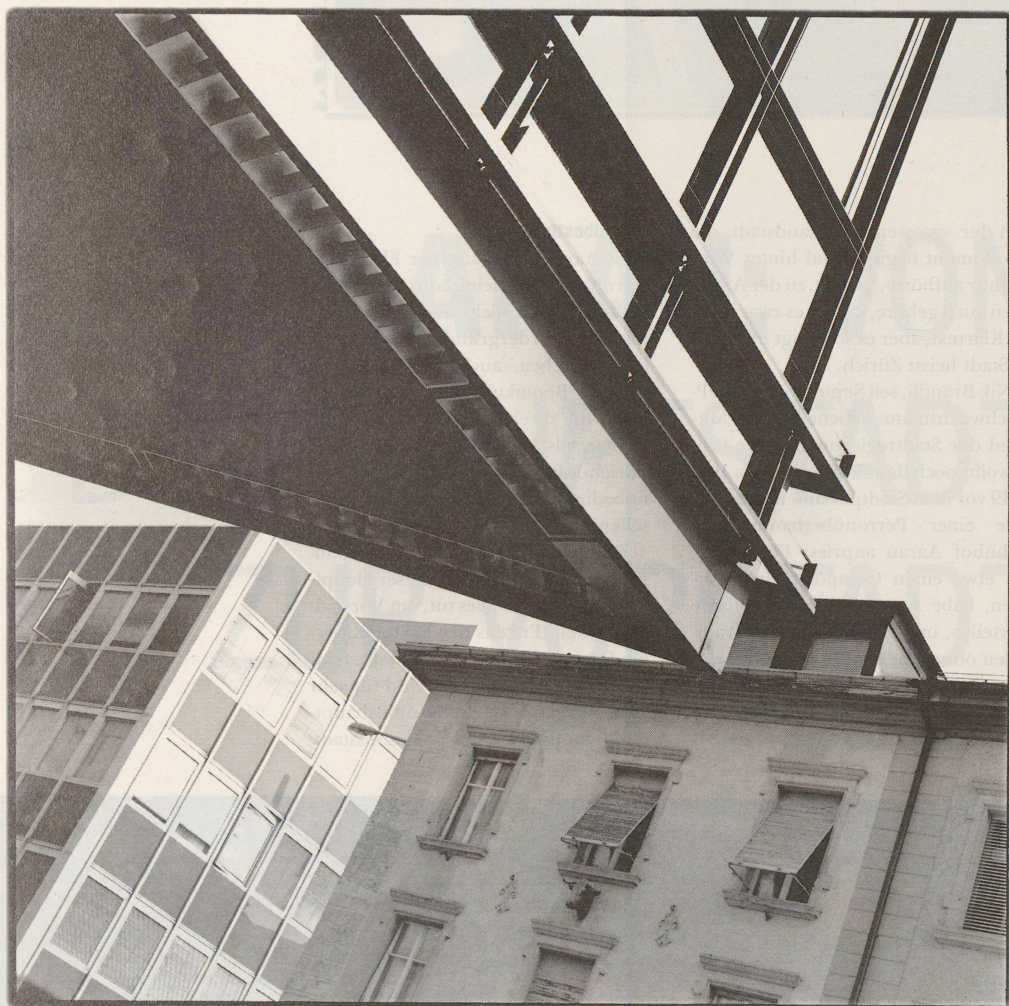
das Abstraktum «Aargau» begegnet den Freiämtern, Badenern oder Fricktalern einzig hier während ihrer militärischen Sozialisation auf dem kantonalen Infanteriewaffenplatz. Stadtplanerisch ist die Kaserne fremdbestimmt. Als sie in den letzten Jahren renoviert wurde, liess der Kanton den öffentlichen Durchgang, der früher in einer Selbstverständlichkeit quer über den Exerzierplatz führte, mit Schlagbaum und Stacheldraht verrammeln – und die Aarauer gaben keinen Pieps von sich. Und für die zukünftige Planung jenes Teils des Kasernenareals, das «aus der militärischen Nutzung entlassen» worden ist, bestimmt ebenfalls der Kanton den Tarif. Bis auf weiteres dienen die alten Pferdeställe als geistige Futterkrippen: Die kantonalen

Schulen haben hier ihr «Providurium» eingerichtet. Das Areal wird unter Ausschluss der Öffentlichkeit jedoch eifrig beplant. Gemeinschaftsorientierte Nutzungen im Interesse der Stadt werden jedoch, soviel lässt sich trotz aller Geheimniskrämerei prophezeien, einen schweren Stand haben – der Grundeigentümer Kanton hat den profitablen Braten sehr wohl gerochen.

Ein zweiter Faktor, das zivile Gegenstück zur Kaserne: die Wohnsiedlung Telli, Schlafstadt unten an der Aare. Ein architektonisch konsequentes Beispiel von Entmischung der Funktionen im Geist der Nachkriegsjahre, das, allen Meinungsumschwüngen zum Trotz, bis in die späten achtziger Jahre durchgezogen wurde: Die 4. Wohnzei-

le ist bereits teilweise bezogen, die ganze Überbauung zählt um die 4500 Einwohner, bei einer Gesamtzahl von knapp 16 000 (Stadt Aarau ohne Nachbargemeinden) doch recht viel. Die Telli verfügt über ein eigenes Einkaufszentrum, das Gemeinschaftszentrum funktioniert, die befürchteten sozialen Spätfolgen der «Käfighaltung in der Talsperre» (Alt-Aarauer Spott über Neu-Aarau) halten sich durchaus im Rahmen, so dass sich zuständigen niemand veranlasst sah, das Konzept im Licht neuerer Erkenntnisse zu überdenken.

Eines aber ist die Telli nach wie vor nicht: ein Teil von Aarau. Auch die im Quartierverein aktiven «Tellianer» fühlen sich nach wie vor nicht als «richtige» Aarauer, ihr Stück Agglomera-



tion heisst Telli und gehört nur zufällig zu Aarau. Oder als dritter Faktor der Bahnhof, der immer wieder anders aussieht (und der im Blick auf die Bahn 2000 nochmals umgebaut wird). Sein Bild prägen die beiden bronzenen Kameraden, die auf dem Bahnhofplatz feierlich auf einer mickrigen Zigarrenkiste aus Beton neben den wild parkierten Velos posieren. Sie erinnern nicht an ein Aaraues Ereignis, sondern an ein Ereignis in Aarau, die Gründung des Eidg. Schützenvereins im Schachen (Näheres dazu bei Gottfried Keller). Das Schützendenkmal, kunstgeschichtlich bedeutungslos, hat seine eigene «Geschichte» – eine lokalpolitische Posse erster Güte. Als nach dem Krieg der Aaraueser Bahnhofplatz für die neue Zeit der Hochkonjunktur

eingerrichtet wurde, verlockte man nicht nur das idyllische «Tram», heute ein leistungsfähiges Nahverkehrsmittel ins Wynen- und Suhrental, im Boden. Man untergrub gleichzeitig das Schützendenkmal mit einer Tiefgarage und verräumte es als alten Plunder kurzerhand in der Remise. Das liess sich der Eidg. Schützenverein aber nicht bieten, das Monument war dem Tatort der Gründung schliesslich mit der Verpflichtung geschenkt worden, es «für ewige Zeiten an einem würdigen Ort» aufzustellen. Man machte sich also auf die Suche nach einem solchen, prüfte und verwarf mehrere Möglichkeiten. Schliesslich wurde man wieder fündig – auf dem Bahnhofplatz. Nur der prächtige «24-Kantone-Brunnen» musste amputiert und

durch das schäbige Betonpodest ersetzt werden: Für das Dach der Parkgarage erwies er sich als zu gewichtig.

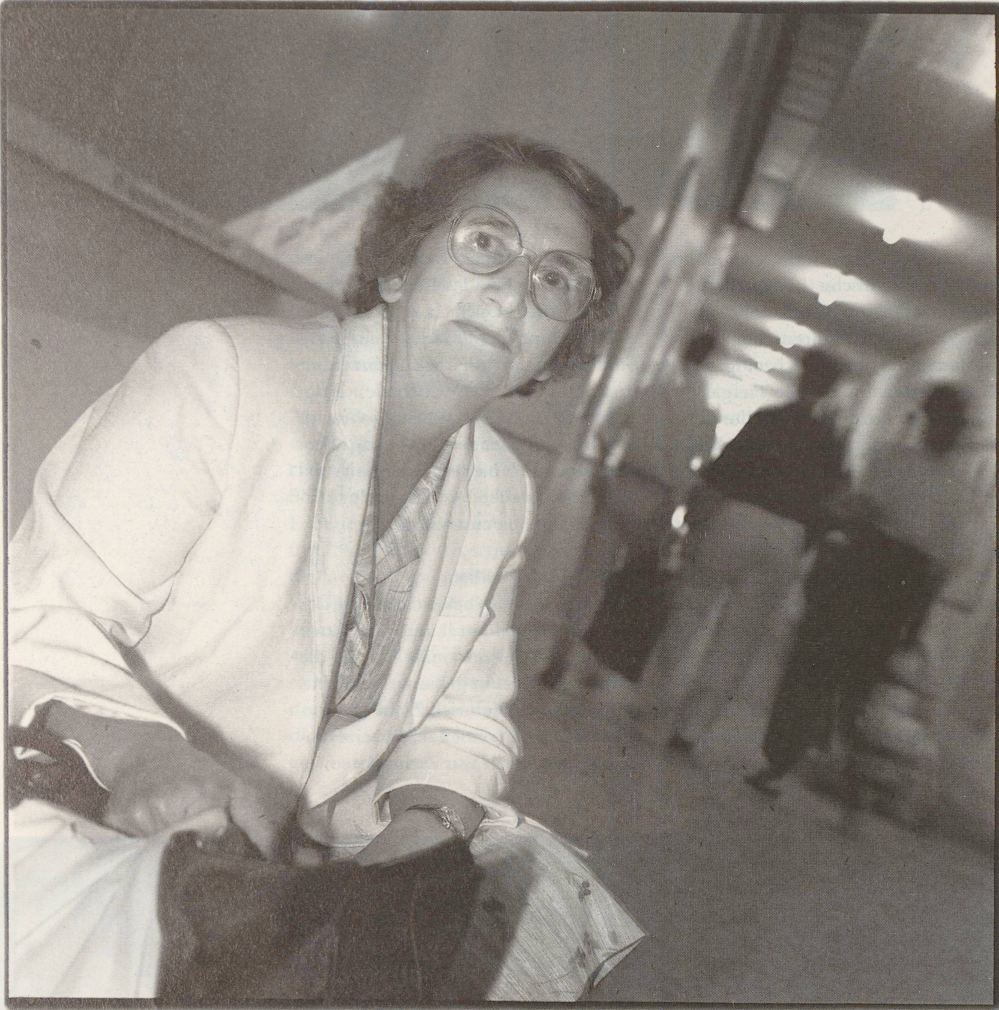
Überhaupt das Prädikat «eidg.» in Aarau. Nicht nur der Schützenverein: In Bahnhofsnähe ist auch der Eidg. Turnverein (ETV) untergebracht. Schützen, Turner und ihre eidg. Vereine haben sich niedergelassen in Aarau, weil Aarau eben so etwa in der Mitte der Eidgenossenschaft liegt.

Obrigkeit hat Tradition

Hier stand in der hektischen Zeit der Helvetik einmal für kurze Zeit auch das Bundeshaus. Damals wurde die Laurenzenvorstadt gebaut, der liberale Stadtförster Heinrich Zschokke verlegte in Aarau seinen «Schweizerboten». Ein Aaraueser war Zschokke sowe-

Die eidg. Stadt Aarau ist nicht bloss das geographische Zentrum der Schützen und Turner, sie ist deren Hauptstadt. Als freisinnig noch aufmüpfig bedeutete, glühte hier der Patriotismus der Freischärler.





nig wie Remigius Sauerländer, Begründer der Verlegerdynastie, die etwas vom einstigen Liberalismus erhalten hat: beide Zuwanderer aus Deutschland.

Der Asylant Zschokke hat sein Denkmal in einem Park an der Nahtstelle zwischen Laurenzenvorstadt und Altstadt. Eine Grösse aus der eigenen Geschichte hat Aarau nicht vorzuzeigen, keinen Niklaus Thut, keinen Wengi, Waldmann oder Vadian. Und der alljährliche Höhepunkt des Festkalenders erinnert auch nicht an eine Escalade, der «Maienzug» war schon immer eine Demonstration von Gehorsam und Wohlverhalten gegenüber der Obrigkeit.

Die Obrigkeit, das waren durch lange Jahrhunderte die gnädigen Herren

zu Bern. Die Aarauer haben ihnen nie gross Probleme gemacht. Und auch die demokratisch-einheimische Obrigkeit hat im allgemeinen wenig Kummer mit ihren Untertanen. Ein Referendum gegen einen Ukas aus dem Rathaus ist da schon ein Ereignis. So notierte das «Tagblatt» im Mai 1981, dass das «von den Sozialdemokraten gestartete Referendum gegen die vom Einwohnerrat gutgeheissene neue Bauordnung mit Zonenplan einiges zu reden gab» an der Parteiversammlung der Aarauer CVP, witterte man dahinter doch eine «klassenkämpferische Motivation», denn «gewisse massgebliche Leute der SP wollen partout der bürgerlichen Stadt Aarau ihre ideologisch durchtränkte Städtebau- und Wohnpolitik aufdrängen. Sie ver-

schweigen natürlich, dass diese andernorts (zum Beispiel in Berlin) zu einem Fiasko ohnegleichen geführt hat.» Zeter und Mordio angesichts der drohenden «Verstaatlichung und Enteignung von Grund und Boden» auch von der politisch dominierenden FDP. Das sind die Saiten, die in der Kleinstadtpolitik aufgezogen werden, in der die bürgerlichen Parteien, FDP voran, immer den Ton angegeben haben: Die Arbeiter wohnten schon früher nicht in der Stadt, sondern in Rohr, Buchs oder Gränichen.

Verdrängung

Effektiv ging es in der Abstimmung über jene Bauordnung (sie wurde gegen die links-frühgrüne «Verweigerungsfront» selbstverständlich ange-





nommen) nicht um «Klassenkampf» und «Ideologie», sondern um zwei konkrete zentrale Probleme: um die Wohnungsnot und um abbruchfördernde Zonungen.

Die Bauordnung enthält nicht nur keine Wohnschutzbestimmungen, sondern sie beschränkt die Wohnnutzung in bestimmten Zonen sogar. Die SP verlangte dagegen, wie anderswo auch, verbindliche Wohnanteile von 40 bis 60 Prozent in Gewerbe-, Kern- und Zentrumszonen. «Die vielzitierte Wohnungsnot muss bei näherer Betrachtung als unecht oder eher als Wohlstandsproblem bezeichnet werden», behauptete der Stadtrat demgegenüber, räumte allerdings ein, «dass gewisse Randgruppen heute Schwierigkeiten in der Beschaffung von

preisgünstigem Wohnraum haben.» Das Verleugern der Wohnungsnot – die Stadt Aarau hat noch Anfang der achtziger Jahre selber günstigen Wohnraum vernichtet – wirkt nicht nur im Rückblick zynisch: Es war auch damals falsch. Daran ändert die statistische Zunahme der Wohnfläche wenig, wenn sich das Angebot preislich und strukturell verengt. Dazu findet sich in der Abstimmungsbroschüre ein weiterer vielsagender Satz: «Bezüglich Verdrängung von Wohnsubstanz darf die Stadt nicht getrennt von der Agglomeration betrachtet werden. Diese hat grössere und oft auch billigere Wohnraumreserven anzubieten, es ist also eine gewisse Verlagerung festzustellen.» Festzustellen ist, als Folge dieser Politik, auch ein extrem hoher Anteil

von Pendlern aus dem Nahbereich – mit dem entsprechenden hausgemachten Verkehrssalat. Wie sich das mit der «Erhaltung und Förderung der gewünschten Durchmischung von Wohnnutzung und Arbeitsplätzen», die «in einer gewachsenen Stadt von besonderer Bedeutung ist», in Einklang bringen lässt, ist eine andere Frage. «Die sinnvolle Durchmischung ist wohl auch eine der wesentlichen Massnahmen, um unnötigen Verkehr zu vermeiden»: Eine sicher richtige «Massnahme». Nur wurde sie nicht umgesetzt: Im engeren Zentrumsbereich sind über 1600 neue Parkplätze schon gebaut oder bewilligt worden.

Der zweite Vorwurf an die Bauordnung von 1981: Sie sei eigentlich eine «Neubau- und Abbruchordnung». Die

Die «Verweigerungsfront» hat verloren. Nun konnte Aarau zeitgemäss umgebaut werden. Die gewachsene Stadt wächst weiter. Sie schwillt an. Sie wird dick und gefräßig. Ihre Grundnahrung: die gewachsene Stadt.





**Die «liebenswürdige
wohnliche Klein-
stadt» soll vor den
Folgen «der an sich
erfreulich gestei-
gerten baulichen
Aktivität» ge-
schützt werden.
Doch den freisinni-
gen Jungtürken
zeigen die richti-
gen Politiker, wo
Bartli den Most
holt.**

Gegner sprachen dabei die (bahnhofsnahe) Zentrumszone an, die mit 19 bzw. 16 Metern gegenüber der bestehenden Bebauung weit höhere Gebäude zulässt. Das tat zwar schon die alte Regelung. Gleichzeitig wurde aber die Ausnutzungsziffer fallengelassen, was die Aufzoning erst recht attraktiv machte. Trotzdem schrieb der Stadtrat im Abstimmungsbüchlein, «die (gegenüber früher) differenzierte Anpassung der Bauzonen an die vorhandene Bausubstanz wirkt tendenziell eher erhaltend».

Dass in Wirklichkeit das exakte Gegenteil, nämlich eine rasante Umkrepelung der Bausubstanz stattfand und stattfindet, fiel dann ein paar Jahre später (1985) auch dem Stadtparlamentarier Thomas Müller auf. Er

wehrte sich dafür, «dass Aarau seinen Charakter als liebenswerte, wohnliche Kleinstadt bewahrt. Die an sich erfreuliche gesteigerte bauliche Aktivität, besonders im Zentrumsbereich, kann, wenn man nicht frühzeitig Sorge trägt, für die Stadt grosse Probleme bringen. Wenn die Ausnutzung ein bestimmtes Mass überschreitet, wird die Infrastruktur überlastet.» Müller und seine Mitunterzeichner forderten deshalb planerische Massnahmen zum Schutz der «liebenswürdigen, wohnlichen Kleinstadt». Das Besondere an seinem Vorstoss: Er stammte nicht etwa aus der «Verweigerungsfront», sondern aus jenem freisinnigen Nachwuchs, in dem in Aarau politische Karrieren gemacht werden. Der mahnende Einspruch wurde, für eine FDP-Initiative

ebenfalls die Regel von der Ausnahme, abgeschmettert. Vor der Ratssitzung hatte die alte Garde der FDP den vorwitzigen Jungtürken das «richtige» Politisieren erklärt. Und diese haben ihre Lektion gut gelernt, so gut, dass einer von ihnen inzwischen sogar Stadtmann werden durfte.

So blieben Bauordnung und Zonenplan, in den siebziger Jahren konzipiert, unverändert in Kraft und prägen das Bild von Aarau:

– Über der Altstadt, knapp 300 Meter im Durchmesser, steht eine Käseglocke, für Neubauten läuft gar nichts mehr, höchstens Auskernungen hinter der Fassade und De-luxe-Renovationen sind zugelassen. Auch an der Laurenzenvorstadt ist das äussere Bild geschützt. Völlig versagt hat dagegen





die Verkehrsplanung. Altstadt und «Laurenzi» werden von kriechenden Blechschlangen stranguliert. Technokratische «Lösungen» in Form von Tunnelverbindungen und neuen Aarebrücken stehen zur Diskussion und werden auch projektiert, nur nimmt das Chaos mit jeder Baubewilligung, die immer auch Parkplätze vorschreibt, zu.

– Ein weiterer Bereich, flächenmässig grösser als die Altstadt, bleibt dem Zugriff der Zukunft entzogen: Kaserne (soweit noch militärisch genutzt), Kirche, kantonale Verwaltung (allerdings mit Neubauplänen) und Kantonsschule (mit dem markanten Stahl-Glas-Bau von Barth und Zaugg).

– Bleibt als Tummelplatz für Investoren der eine Kilometer entlang der

Bahnhofstrasse (Zentrumszone). Dann die heute noch industriell und gewerblich genutzten «Entwicklungsgebiete» hinter dem Bahnhof, die gegenwärtig noch als Arbeitsvorrat fürs Baugewerbe brachliegen und erst nach dem Abschluss der SBB-Arbeiten fällig werden.

Ungebremste Zerstörung

Vor diesem Hintergrund geht der Umbau von Aarau und damit die Zerstörung der Eigenständigkeit ebenso ungehemmt wie ungeplant weiter. Dabei ist die «Anreicherung der zentralen Gebiete mit weiteren, dem Wachstum der ganzen Agglomeration entsprechenden Dienstleistungsfunktionen» keineswegs mehr die primäre Triebkraft, wie der Stadtrat noch 1981

glaubte. «Der Sog aus Zürich ist unheimlich stark geworden», stellt Architekt Erwin Moser fest. Moser weiss, wovon er spricht: Kaum ein grösseres Bauvorhaben in Aarau, in dessen Umfeld sein Name nicht auftaucht, sei es als Landvermittler, Anreger, streitbarer Lokalpolitiker oder Projektverfasser. Ein «Baulöwe» will er nicht sein, das tönt ihm «zu egoistisch, zu sehr nach Machtausübung durch Grundbesitz». Das Etikett «Drahtzieher» dagegen kann er kaum widerlegen, beklagt er sich doch selber darüber, dass nicht mehr die Architektur, sondern die Immobilien sein stärkeres Bein sind.

Und er leidet darunter, dass in der Öffentlichkeit auch jene grossen, groben Klötze seinem Büro (Architekturbüro R. Frei und E. Moser AG) angela-



Ein weiterer Bereich, flächenmässig grösser als die Altstadt, bleibt dem Zugriff der Zukunft entzogen: Kaserne (soweit noch militärisch genutzt), Kirche, kantonale Verwaltung (allerdings mit Neubauplänen) und Kantonsschule (mit dem markanten Stahl-Glas-Bau von Barth und Zaugg).



stet werden, mit denen er nichts zu tun hat. So etwas wie ein «Aarauer Architekturklima» gibt es trotz der enormen Bautätigkeit nicht. Ein paar wenige Büros rahmen ab, bei Wettbewerben holen regelmässig Auswärtige die Preise. Quantität dominiert, nicht Qualität.

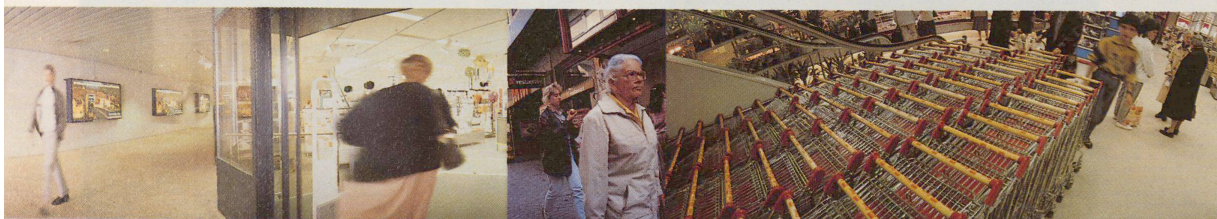
Das beste Beispiel dafür ist der sogenannte Cityblock, ein Rechteck von 14 200 m², an bester Lage zwischen Bahnhof und Altstadt, vollgepackt mit einem Konglomerat von Waren- und Bürohäusern. Treibende Kraft, damit sich die zehn beteiligten Grundeigentümer zusammenraufen, um auch noch die letzte Lücke zu nutzen, war Drahtzieher Moser, wesentlich beteiligt auch Architekt Moser. Eine grosszügige Baubehörde half mit, das «Konzept» durchzusetzen, das da

heisst: «Wir haben im Rahmen der Bauordnung optimiert» (Moser). Im Klartext: Nicht optimale, sondern maximale Nutzung. Geplant und gebaut hat jeder Grundeigentümer selber, die Erschliessung und das Mall im Innern sind gemeinsam, ebenso ein Teil der Werbung nach aussen. An zwei Ecken des Areals stehen noch alte Häuser, deren Eigentümer beim Cityblock nicht mitmachen. Sie erfahren nun, wie sich die Dinge in der Wahrnehmung vieler Passanten völlig verkehrt haben: Das Alte wurde zum Fremdkörper im Neuen, zwei, drei alte, nicht renovierte Häuslein werden nicht als heimelige «Altstadt» empfunden, sondern schlicht als alte Hütten. Weil sie zonenrechtlich nicht geschützt sind, sind sie nicht nur historisch wertvoll:

Ein schmaler Schnitt, schlecht erhaltene und schlecht nutzbare 140 m², wechselte kürzlich für 1,8 Mio. Franken den Besitzer. «Die Bodenpreise haben sich in Aarau innert weniger Jahre verdoppelt», bestätigt Erwin Moser.

Kein Raumgefühl

Diese Wertskala bildet im Cityblock der Neubau des «Handelshofes» ab (Bauherrin: La Suisse-Versicherung, Architektur Otto + Partner AG, Liestal, zusammen mit Halper + Partner, Aarau): Eine konkave Spiegelfassade will mit ihrer extravaganten Form eine Eingangssituation darstellen, die gar keine ist und die in der Umgebung völlig isoliert dasteht. Ornamente aus der Sakralarchitektur heben es zusätz-





«Im Rahmen der Bauordnung optimiert» ist Aarau heute. Die lebenswerte Kleinstadt hat den Anschluss an Wallisellen und Glattbrugg gefunden. Nur noch dreissig Minuten vom Zentrum des Wasserkopfs entfernt, gehört Aarau nun auch dazu.

lich hervor: Hier steht der Tempel des Mammon – an der gleichen Stelle, wo noch 1947 die katholische Kirche stand. Noch ist der Spiegelpalast nicht eröffnet. Sein teurer Glanz wird nichts daran ändern, dass die Zugänge ins Innere des Einkaufszentrums unansehnliche Betonlöcher sind, zwischen die Neubauten gequetschte düstere Schläuche. Diese führen in ein «Mall», das keinerlei Raumgefühl vermitteln kann, weil es nicht gestaltet, sondern «nach der Bauordnung optimiert» vollgestopft worden ist. Das Café mitten in diesem Cityblock-Gewurstel trägt den passenden Namen: «Müs-falle», Mäusefalle.

Innen nix – und aussen nicht viel besser. Völlig heterogene Fassadentypen stehen neben- oder gar gegen-

einander. «Der Cityblock war eben kein Neubau, sondern eine Sanierung», rechtfertigt Moser solchen Murks. Aber auch die «echten» Neubauten in der Zentrumszone haben nicht jene Ausstrahlung, wie sie etwa die Überbauung am Bahnhofplatz in Baden charakterisiert. Zuerst Ausnutzung bis unters Dach, dann noch ein bisschen «Gestaltung» als kosmetischer Aufwand am fertigen Maximalkubus: Stadtumbau, nicht Städtebau.

Und ein Ende ist nicht abzusehen. Im Zusammenhang mit der Erweiterung des SBB-Tunnels steht die Grossüberbauung Belmon 2 (Wettbewerbsieger: Fierz und Baader, Basel) bevor. Weitere 12 000 m² sollen eingezont und auf mehreren Etagen überbaut werden – über den fünf Geleisen im

Bahnhof selber. Die «Machbarkeit» ist schon professoral nachgewiesen, der Stadtrat ist nicht abgeneigt, der Wohnerrat mit Mehrheit dafür – und von den SBB weiss man, dass sie solche Finanzquellen noch so gerne fliessen liessen. Auf dem Zonenplan ist das Areal zwar noch ein weisser Fleck, und über ein Projekt bestehen erst vage Vorstellungen. Ein Komitee, bestehend aus Stadtrat Brändli und den drei Architekten Thut, Bay und, ja, genau: Moser, ist aber an der Arbeit. Brändli schwärmerisch: «Gewünscht wäre nicht ein sogenanntes 08.15-Dienstleistungszentrum, die es heute überall gibt, sondern etwas, was weit über die Stadtgrenzen hinaus ausstrahlen würde.» Mögliche Nutzungen: Seminare, Konferenzen, Ver-





||||| Nach 1945
gebaut

□ Nach 1985 neu-
oder umgebaut

▨ Bewilligt, geplant
oder projiziert

□ Der Neuüberbauung entzogene
grössere Areale

bandsekretariate, die ihrem Namen heute nicht mehr «eidg.», sondern «schweiz.» voranstellen. So freimütig wurde es noch nie ausgesprochen: Die ehemalige Planeridee «Regionalstadt», welche der Bauordnung das theoretische Fundament gibt, ist längst vergessen. Nicht mehr das auf die eigene Agglomeration abgestützte Zentrum ist gefragt, sondern das verkehrsgünstige Büro am Stadtrand von Zürich wird angeboten. Aarauerisch ist daran nur noch das «Anliegen des Initiativkomitees, dass nicht ein auswärtiger «Bauhengst» ein solches Vorhaben realisiert, sondern man will das ganze Unterfangen bewusst in Aarauer Hand behalten». Und das selbstverständlich einzig und allein «zum Nutzen der Stadt».

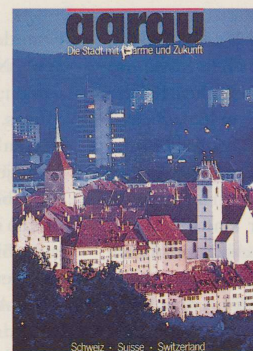
Zukunft ohne Charme – Charme ohne Zukunft?

«Es gibt ein auffälliges Auseinanderklaffen von zwei Vorstellungen über Stadt: Die eine betrifft die geliebte Altstadt, dargestellt im warmen, freundlichen Licht. Alle positiven Gefühle verbinden sich mir ihr: Wärme, Feierabend, Überschaubarkeit und Gemütlichkeit bietet sie an. Das Plakat hat dafür ein Wort: Charme.

Die andere Vorstellung hat zu tun mit dem Bereich des Notwendigen, des Unausweichlichen, des Funktionierens: die Stadt der immer wachsenden Wirtschaft, die immer grössere Gebäude braucht, die Stadt des

Pendelns mit dem Auto vom Wohnen im Grünen zum Arbeiten, zum Einkaufen im Zentrum und wieder zurück. Für diese andere Stadt spüren die wenigsten viel Wärme, auf dem Plakat ist sie jedenfalls in kühles blaues Licht getaucht. Auch für diese Stadt hat das Plakat ein Wort: Zukunft.

Das Plakat schlägt uns einmal mehr ein Trostpflaster vor, das wir uns selber immer wieder aufkleben: Tragen wir Sorge zur Altstadt, damit wir die moderne Stadt ertragen können.» (Ruedi Eppler, selber zwar Architekt, aber keiner aus dem Kreis der



Macher und Mitmacher, hat an einer öffentlichen Veranstaltung so das Unbehagen formuliert, ausgehend von diesem Fremdenverkehrsplakat.)

